

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

18.3.1934 (No. 11)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 11



18. März 1934

K. Preisendanz / Neuzeitliche Handschriften der Bad. Landesbibliothek
5. Ausstellung

Die kostbarsten Schätze der Bibliotheken pflegen in ihren Sammlungen alter Handschriften zu liegen, die ihre hohen Werte bald in wichtigen Textüberlieferungen antiker oder mittelalterlicher Literatur, bald in der künstlerischen Ausstattung ihres Inneren oder Äußerer bergen. Auch die Kleinodien der Badischen Landesbibliothek sind in dieser Abteilung zu finden: der Besucher unserer ersten Ausstellung im Rahmen der badischen Grenzmarktagung hatte Gelegenheit, eine größere Anzahl alter und ältester deutscher Handschriften der Landesbibliothek vereinigt zu sehen. Aber schon damals haben wir uns nicht an die durch den Altersbegriff gezogenen Grenzen gebunden, sondern haben versucht, auch den Übergang vom handschriftlichen zum gedruckten Buch zu zeigen.

Und dabei gab sich ungefragt die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit, neben die alten Handschriften auch die neuerer und neuester Schriftsteller und Dichter zu legen: daß diese Dokumente ebenfalls — wenn auch wieder in anderer Wirkungsart als die alten — stärkste Beachtung fanden, hat sich rasch gezeigt. Haben sie doch zu sehr vielen Verrachtern lebendiger, persönlicher sprechen können als die Handschriften des Mittelalters, die aus der gelehrten Welt der einstigen Bildungsträger, der Klöster und ihrer Schreibschulen, kommen und in ihrer meist ganz „entpersönlichten“ Art nach Inhalt und Schriftgebung nicht geringe Anforderungen an die fachliche Vorbildung des Beschauers stellen.

Diese Ansprüche fallen bei Handschriften der Neuzeit weg, im allgemeinen wenigstens, denkt man dabei an Manuskripte zeitgenössischer oder noch nicht lange gestorbener Dichter, Schriftsteller, Gelehrter und Komponisten. Sie sind es in der Hauptsache, deren Arbeiten wir seit Jahren in geeigneten Beispielen zum Ausbau und zur Weiterführung unserer Handschriftensammlung zu erwerben trachten. Nicht, als hätten wir da erst den Grund legen müssen. Frühere Generationen von Bibliothekaren und Leitern der Landesbibliothek haben uns glücklich vorgearbeitet, schon in der Zeit der „Hofbibliothek“. Was man damals an Handschriften bedeutender Zeitgenossen durch Geschenk oder Kauf für die Bibliothek erworben hat, es hat fast durchweg an Wert auch für unsere Zeiten nichts verloren, und so bedauern wir um so mehr, daß man einst nicht systematisch jede Gelegenheit benützt hat, solche neuen Handschriften zu ihrer Erhaltung und zur Bereicherung der Bibliothek zu gewinnen — die Vertreter der markgräflichen und großherzoglichen Bücherei hätten dazu mannigfaltigste Möglichkeiten gehabt.

Zimmerhin, wir müssen froh sein über den Zuwachs an neueren Handschriften, der durch sie auf uns kam, mögen sie auch nach Bedeutung und Zahl hinter den Beständen anderer Bibliotheken auf gleichem Gebiet zurückstehen. Besitzen wir

keine Handschriften von Goethe, Schiller oder Hölderlin, so findet man bei uns eine Reihe wertvoller Hebeloriginals, die dem Hebelforscher unschätzbare Dienste leisten. Mag man einen Blick in die Werkstätte des uns so lieben Dichters werfen oder sich über die maßgebende Urfassung einer Wendung des Ausdrucks in Hebels Gedichten oder Briefen vergewissern wollen, man wird sich in letzter Instanz nicht an die vorhandenen Drucke, sondern nur an die Niederschrift von Hebels eigener Hand halten. Und dem gleichen Zweck dienen die Handschriften der übrigen Schriftsteller und Dichter, die wir im Lauf der letzten Jahrzehnte durch Geschenk noch lebender, schaffender Autoren oder aber auch aus Nachlässen verstorbener hereingebracht haben: so ist es geglückt, fast die gesamten literarischen Hinterlassenschaften eines H. Hans-Jacob, eines Albrecht Thoma oder die von Alberta v. Freydrorf, Hermine Billinger und Auguste Bender durch das Entgegenkommen ihrer Hinterbliebenen und Erben für die Landesbibliothek zu sichern.

Es ist ein hocherfreuliches Zeichen für den idealen Spendersinn aller, die auf unsere Bitte hin oder von sich selbst aus handschriftliche Proben ihres geistigen Arbeitens zur Verfügung stellten, daß sie den Gedanken an eine materiell lohnendere Verwertung dieser Manuskripte ganz in den Hintergrund treten ließen. Wir wissen sehr wohl, daß Handschriften von dichterischen Koryphäen wie Hermann Burte hoch „im Kurs“ stehen. Dennoch hat uns der Dichter die Originalniederschrift seines kühnen dramatischen Wurfes „Krist vor Gericht“ als großartige Gabe zu eigen überlassen! Um so wertvoller ist sie für uns, als sie zugleich auch den Zeichner Burte charakterisiert: auf dem eigenartigen, eigenwilligen Titelbild hat er in visionärem Gestalten den ersten Gedanken zur Konzeption des Spiels festgehalten, das ursprünglich „Der Krist vor den Schöffen“ geheißten hatte.

Neben Hermann Burte sind in unserer Handschriftensammlung nur wenige Schriftsteller vertreten, die sich auch zeichnerisch in ihren Manuskripten betätigten. Von Hebel zeigen wir eine Federzeichnung, die er einem Brief an den Freund Hüblich mitgab, mehr ein Kuriosum, wie auch seine charakteristischen Scherenschnitte, die er in sein mysteriöses Almanach des „Belchismus“ eingeklebt hat. Aber als Zeichnerin mit leichter Hand erscheint die Karlsruher Schriftstellerin Toni Rotmund, wenn sie in Fällen, wo unserer einige Minuten lang „an der Feder laut“, die Gedanken konzentriert mit Hilfe einer kleinen Zeichenskizze, einer Person oder einem sonstigen Objekt, dem sie gerade als Künstlerin des Wortes Gestalt zu leihen sucht. Dafür findet der Beschauer leicht Proben im Manuskript ihres Romans „Glas“, das sie uns zusammen mit dem zugehörigen Kostümskizzenheft

geschenkt hat. Aber auch die Handschriften ihrer „Totbeterin“ und des neuesten Romans „Gold“ in seinen verschiedenen Fassungen und Wandlungen sind durch die Güte der Dichterin in unsern Besitz übergegangen.

Nicht ohne reichen Erfolg haben wir uns schon vor Jahren an den badischen Dichter gewandt, den heute seine Heimat in wachsender Erkenntnis seiner bodenständigen Artung und volkverbundenen Gesinnung einmütig feiert: an Heinrich Bierordt. Immer wieder hat er mit der Tat an unsere Wünsche gedacht, und so freuen wir uns, eine Reihe einzelner Gedichte und ganzer Sammlungen („Sänge“, „Heimatbüchlein“, „Grottesken“) von seiner aufrechten, gut deutschen Hand geschrieben, unser eigen nennen zu dürfen. Wie die Schrift H. Burtes, wie die Viktor v. Scheffels, neben den wir ihn in unserer kleinen Ausstellung placiert haben, wie die Hansjakobs, dessen Nachlaß wir zu einem großen Teil besitzen, bereiten die Züge Bierordts der Entzifferung keine Schwierigkeiten; sauber und klar und ohne allzu viele Korrekturen sind sie in den Raum des Foliobogens gesetzt.

Andere Schriften wieder lassen sich nicht auf den ersten Anblick lesen und erfordern schon, daß man sich ein wenig mit ihrer Eigenart vertraut macht, ehe sie dem Sinn zugänglich werden. Ein Originalmanuskript Benno Rüttenauers („Enkelin der Eiselotte“), oder eines von Paul Oskar Höcker („Fasching“) hat mit einer Reinschrift nicht die geringste Ähnlichkeit, und das gleiche darf man mit gutem Gewissen den ersten Konzepten von Adam Karillon („Windschiefe Gestalten“) oder Max Vittrich („Bierwaldstättersee“) nachsagen! Da es uns aber vor allem auch darauf ankommt, Belege aus der unaufgeräumten Werkstatt des Autors kennenzulernen und zu besitzen, tragen eben diese Dokumente als unmittelbare Zeugnisse des Schaffens der Dichter und des Werdens ihres Wertes den unvergänglichen Reiz der Persönlichkeit in sich. . . ernsthafte Vertreter der Graphologie könnten in unserer Ausstellung ihre Studien mit reicher Ausbeute betreiben!

Gerade die letzte Zeit war uns eine glückhafte Periode etlicher schöner Gewinne, die wir als Zeugen des Opferfinnes um so höher einzuschätzen wissen, als uns die geldlichen Mittel zum käuflichen Erwerb solcher Kostbarkeiten völlig fehlen. Mit

vielem Geld in der Hand Autogramme und Manuskripte berühmter Leute aus dem Antiquariat zu erwerben fällt nicht schwer. Unvergleichlich schöner, befriedigender, sie aus der Hand des Autors unmittelbar zu erhalten: doppelt stark wirkt sich da die Macht der Persönlichkeit aus. Das haben wir erst wieder in den letzten Wochen empfunden, als in kurzen Abständen Ludwig Finckh, der Bodenseedichter, mit literarischen und künstlerischen Gaben aus Gaienhofen, Karl Hesselbacher und Paul Jäger, die für ihre geistlich-künstlerische Art des Schreibens und Dichtens eine Freundesgemeinde im ganzen Land gefunden haben, aus ihren Pfarrherrntuben in Baden-Baden und Freiburg mit unveröffentlichten Manuskripten die Landesbibliothek grüßten. Hochgradig ausgeprägt aber trat uns die Eigenkraft der Persönlichkeit entgegen aus den Gaben, die uns von Hermann Burte zukamen, von Hermann Cris Busse, dem markanten Gestalter des Schwarzwälder Bauerntums, von Friedrich Roth, dem wir neben der Niederschrift einiger Gedichte auch eine Szene seines „Türkenlouis“ verdanken.

Jeder von ihnen trägt seine eigene Note, und sie wirkt sich nicht nur im Gestalten des Gedankens, sondern auch in der Schrift rein äußerlich aus, jedem Betrachter leicht erkennbar. Und da es uns darauf ankam, eben die Persönlichkeit unserer hervorragenden geistig und literarisch-künstlerisch schaffenden Badener in ihren handschriftlichen Dokumentierungen zu zeigen, durfte einer nicht fehlen, der zwar sachlich etwas aus der Reihe fällt, aber dennoch in seiner Umgebung nicht störend wirken kann: Franz Philipp hat der Landesbibliothek aus dem reichen Schatz seiner Kompositionen ein wahres Kabinettstück geschenkt, die Niederschrift seines musikalisch so reizvollen Flötenrios; und beifügen konnten wir sogar die urschriftliche Partitur seiner „Friedensmesse“, die er uns in Form eines sehr stattlichen Foliobandes als Leihgabe überlassen hat. Und damit er sich als Musikus unter den vielen Dichtern und Literaten nicht so ganz vereinsamt vorkäme, haben wir in seine nächste Umgebung die Hand- und Notenschrift seines allerdings ungleichen und längst dahingegangenen Mitmusikus aus Neckirch gelegt: einen Band des „Nachtlagers“ von Konradin Kreuzer und einen der unveröffentlichten Briefe seiner Hand, die wir vor nicht langer Zeit sehr günstig erworben haben.

Hanns Baum / Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Beziehungen zu Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach

Wie später zwischen dem König von Württemberg und dem Großherzog von Baden, so bestanden schon früher, im 18. Jahrhundert, zwischen Herzog Karl Eugen und dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach freundschaftliche Beziehungen, die sich in gelegentlichen Besuchen äußerten oder in anderen Dingen. Beide Fürsten nahmen an der Entwicklung ihrer Gebiete den lebhaftesten Anteil; jener merkte auf, wenn in Württemberg Neues geschah; dieser spitzte die Ohren, wenn in Baden Ungewöhnliches vor sich ging. Dabei ließ aber keiner den andern in die Karten gucken, und wenn der Markgraf meinte, er könne seinem Nachbarn unauffällig einen harmlosen Streich spielen, so mußte er erfahren, daß der andere wieder genau so unauffällig ihm entschlüpfte. Es sei nur daran erinnert, wie der Markgraf von Baden mit dem Pfarrermechaniker Philipp Matthäus Hahn liebäugelte, um ihn möglicherweise für sein Land zu gewinnen; als der Herzog davon hörte, fesselte er den Künstler mit doppelten Ketten an sich. Hahn, der für den Markgrafen ein astronomisches Werk angefertigt hatte, das heute im Besitze des Arztes Bodong in Höchst am Main ist, hatte für Herzog Karl und seine Franziska eine astronomische Maschine geliefert, die aber die Rentkammer in Stuttgart nicht auf einmal bezahlen wollte, eine Uebung, die wohl kaum im Sinne des Fürsten lag. Der Mechaniker, der in einem kleinen Dorf der Vorderalb als Pfarrer angestellt war und keine übermäßig großen Sprünge machen konnte, wartete vergeblich auf die Restzahlung, was ihn auf die Dauer unwillig machte. Er beklagte sich an maßgebender Stelle und ließ wohl zart durchblicken, daß er auch in einem anderen Lande gerne aufgenommen werde; er brauche nur ein Wort zu sagen u. er scheide von hier. Der Herzog grüßte mit der Rentkammer und sorgte für sofortige Regelung der Angelegenheit und veranlaßte Hahns Verlegung erst nach Kornwestheim bei Ludwigsburg, auf die damals zweitbeste Pfarrei des Landes, und gab bekannt, daß Hahn auch die Anwartschaft auf die beste habe, auf Scherdingen. Nun dachte Hahn natürlich nicht mehr daran, das Land zu verlassen, und Markgraf Karl Friedrich hatte das Nachsehen.

*

Beide Fürsten haben diese Angelegenheit niemals zum Gesprächsstoff gemacht, wenn sie sich sahen, weil sie wußten, daß

es zwecklos sei, darüber zu reden. Solange der Herzog auf seinem Lustschloß Hohenheim weilte, wo er die schönsten Jahre seines Lebens an der Seite seiner zweiten Gemahlin verlebte, kam es zu gelegentlichen Besuchen des Markgrafen. Freilich: als im Frühjahr 1783 der Markgräflich-Badische Gesandte, Kammerherr von Stetten aus Karlsruhe, erschien, um dem Herzog Karl und seiner Franziska zu melden, daß die Prinzessin Karoline Luise, die Gemahlin des Markgrafen, in Paris gestorben sei, da gab es traurige Miene. Ein Jahr darauf, es war im Juni, meldete eine Staffette des Markgrafen von Karlsruhe die baldige Ankunft des Fürsten, und nun kam die Herzogin Franziska in Bewegung, da sie die Vorbereitungen zum Empfang traf. „Es wurden viele Bestellungen gemacht“, schreibt sie in ihrem Tagebuch, und als der hohe Besuch kam, war eitel Freude in Hohenheim. Außer dem Markgrafen war der Erbprinz noch erschienen, der Geheime Rat von Edelsheim und der Stallmeister von Neckill, ein Bruder des württembergischen Ministers. Hier nun sah man wieder, wie einer dem andern etwas abspiden wollte! Der Markgraf kannte die Leidenschaft des Herzogs für edle Pferde, und so hatte er seinen Stallmeister mitgenommen, damit er sehe, was in Hohenheim zu sehen sei. So wurden denn auch gleich die Pferdebeställe besichtigt, und der Herzog war ganz in seinem Element, als er den Gästen zeigen konnte, was er für herrliche Tiere habe. Natürlich wurde auch der weltberühmte Park bewundert, und als man sich sattgesehen hatte, fuhr man in langen Wagen nach Stuttgart hinunter, wo im Neuen Schlosse im Marmorssaal das Mahl eingenommen wurde. Während nun die Herrschaften zu einer Parade gingen und die Akademie besichtigten, legte sich Franziska aufs Ohr, da sie Kopfschmerzen hatte, weil sie überhaupt nicht für solche anstrengenden Tage war. Auch abends, als es ins Theater ging, war sie noch nicht ganz wieder auf dem Damme, denn sie fand keinen Gefallen an der Oper, die sie rundweg als langweilig bezeichnete. Nach zweitägigem Aufenthalt entfernte sich die Gesellschaft, und Franziska hatte ihre Ruhe wieder. Sie konnte wieder ausschlafen und sich mit einer Handarbeit unter die Baumriesen des Parks setzen, oder nach Klein-Hohenheim gehen, um den Schnittern zuzusehen.

Im Herbst 1785, als der Erbprinz im Bad Teinach eine Kur durchmachte, schickte der Herzog seinen Reisemarschall von Böhnen dorthin, damit er sich nach dem Befinden des Freun-

des erkundige. Herr von Böhnen, der aus Stockholm stammte, war gewissermaßen der Vertraute der Herzogin, die weitläufig mit ihm verwandt war. Die nähere Umgebung des Herzogs wollte von näheren Beziehungen dieses gewandten Offiziers wissen, allein es waren nur Vermutungen, die ohne jede bestimmte Unterlage nur niedere Gemüter beschäftigten. Daß von Böhnen die Herzogin hoch verehrte, ist nicht zu leugnen... denn sie vermachte ihm nach ihrem Tode ihr Gut Sindlingen, und ihr Neffe setzte ihr dafür ein kleines bescheidenes Dent-

mal in einem Kapellchen auf diesem Landsitz. Als der Erbprinz mit seiner Kur fertig war, besuchte er auf der Rückreise in Stuttgart und Hohenheim den Herzog, der ein Jahr später von Freiherrn von Knieps die Botschaft von der Niederkunft der Erbprinzessin in Karlsruhe empfing. Mit diesem Besuche eines Abgesandten hörten auch die offiziellen Beziehungen zwischen beiden Häusern auf. Jedenfalls hörte man nichts mehr von Besuchen der Markgräflichen Familie nach Hohenheim oder Stuttgart, als der Herzog gestorben war.

Emil Feiler / Lebensmittel aus dem ersten Jahrtausend v. Chr.

Das zahlreiche Vorkommen von Eisenerz (Brauneisenstein, Roteisenstein, Glasköpfen, Manganerz), welches sich im Tagbau verhältnismäßig leicht gewinnen ließ, in unmittelbarer Nähe des als Umlaufberg Schutz bietenden Schlossbergs von Neuenbürg veranlaßte die Menschen der Eisenezeit (800 v. Chr. bis Chr. v.) zur Anlage einer dazu noch durch Kunst befestigten Siedlung auf diesem Berg. Festgefügte Mauern aus teilweise riesigen Felsen und Quadern riegelten die Bergflanken ab. Wenn in der Hallstattzeit (800 bis 500 bzw. 400 v. Chr.) die Bewohner noch verhältnismäßig dünn vorhanden waren und wohl meist die sichere Höhe des Berges bewohnten, so wuchs die Volkszahl in der Früh- und Mittel-La-Tène-Zeit um so schneller. Zeitweise wird, wenn man verschiedenen Probegrabungen am Berghang Glauben schenken kann, der ganze Berg ein betriebsames und wohlhabendes Gemeinwesen beherrschte. So eine Art befestigtes Städtlein, was das lateinische Wort Oppidum besagt. Oder so eine Art mittelalterliche „Municipio“, wie in einer Urkunde 1332 das im Tal der Enz angelegte mittelalterliche Neuenbürg wegen seiner Ringmauer bezeichnet worden ist. Sogar am untersten Anfang der Waldrennacher Steige ist in einer Baugrube kürzlich in 2 Meter Tiefe eine vorgeschichtliche Grube mit Scherben ans Licht getreten.

Wahrscheinlich waren die Hallstattleute von derselben Rasse wie die La-Tène, die keltischen Bluts waren. Jedenfalls scheint in Neuenbürg der Übergang von Spät-Hallstatt in Früh-La-Tène um die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. herum sich unmerklich und ohne gewaltsame Vorgänge und Eingriffe in den Kulturstand vollzogen zu haben. Daß die Kelten steile und leicht zu verteidigende Berge für ihre Oppida bevorzugten, Mauern und Terrassen anlegten, wissen wir von Gallien aus Cäsars Gallischem Krieg. Bibrafte, der heutige Mont Beuvray, ist ebenso wie das alte Alesia weit höher als unser Schlossberg.

Im folgenden soll nicht über die Erdware, über Gewandnadeln (Fibeln), Perlen, Pufferringe, Spinnwirtel usw. berichtet werden, — das wird einem andern Aufsatz vorbehalten —, sondern lediglich über die Ergebnisse der Untersuchungen von Kulturschichten und Speiserückständen in Gefäßen. Der Fortschritt der chemischen Wissenschaft erzielt jetzt mit Hilfe des Mikroskops auf Grund gesicherter Forschungsmethoden ganz überraschende Ergebnisse. Die biologische Altertumsforschung durchleuchtet das Dunkel der Vorzeit und bringt bei uns Bodenurkunden zum Erzählen über das Alltagsleben von Völkern, deren Namen, Sitten und Bräuche keiner unserer ältesten deutschen Schriftsteller meldet.

Wenn in der Gegenwart mit Recht die Rassenforschung in den Vordergrund völkischer Belange gerückt wird, wenn der einzelne sich auf die unendliche Reihe seiner Vorfahren besinnt, wenn der lauten Sprache des Blutes Gehör geschenkt wird, dann ist die Völkerforschung und ihr Suchen nach den Ursachen vom Entstehen und Vergehen der Völker zweifellos die vornehmste und der Allgemeinheit am meisten nützliche Wissenschaft.

Professor Dr. Johannes Grütz in Berlin unterzieht sich seit längerer Zeit schon der Aufgabe, vorgeschichtliches Kulturgut zu bestimmen. Besonders die Untersuchung von Speiseresten ist seine Stärke. Die Meinung, welche man bis vor kurzer Zeit noch von einem niederen Kulturstand des Vorzeitmenschen hatte, wird durch seine Ergebnisse in vielen Fällen geändert werden müssen.

Als ich ihm schrieb, daß ich eine La-Tène-Zeit-Siedlung entdeckt und einen Scherben mit weißem Belag gefunden habe, erklärte er sich bereit, denselben zu untersuchen. Ich schickte ihm gleich noch drei andere mit, und schon die erste Untersuchung gestaltete sich recht erfreulich.

Der weiße, feinschuppige und neßförmig ausgebreitete Belag überdeckte eine sehr dünne, kohlige Schicht. Die weiße Substanz bestand aus Gips, auskristallisiert in monoklinen Prismen mit schiefen Endflächen und unter dem Winkel von 65° 36', unverkennbar durch die Schwalbenschwanzbildungen.

Die unter dem Gips lagernde Kohleschicht wurde mit dem Skalpell abgehoben und lieferte ein aus dünnen Blättchen und Bruchstücken bestehendes Pulver, das sich in Kalilauge leicht verfeinern ließ. In dem mit Essigsäure angesäuerten Präparat wurden nach Zusatz von Nilblau zahlreiche Fett-

tröpfchen und zusammengeballte verharzte Fettmassen aufgefunden, die zum Teil in Kohle übergingen. Dieses Nilblau speichernde Fett rührte von Haselnüssen her. Denn aus dem schwarzen Kohlepulver konnte ein kleiner Splitter isoliert werden. Es war ein Bruchstück von einer Haselnußfruchtschale, zusammengesetzt aus den charakteristischen Sklerenchymzellen. Dazu kamen noch Teile der Fettzellen aus den Samenblättern.

Bei weiterer Durchsicht ließen sich in der Kohleschicht drei größere und mehrere kleine Stärkekörner von Weizen, wahrscheinlich von Emmerkornweizen, auffinden. Schließlich noch ein kleines Wandstück von einer Spelzenzelle. Die Stärkekörner reagierten noch auf Jod.

Die mit Kalilauge aufgehellten Kohleplättchen waren fast durchgehend mit Pilzen behaftet. Es ließen sich zwei Arten unterscheiden: eine Art Deamiumhese mit rötlichbraunen, bis 8 Tausendstel Millimeter großen Zellen, die teilweise Ketten bildeten oder fladenförmige Aggregate. Die andere Art war eine kleine wilde Hese mit kuglig-elliptischen, kaffeebraun gefärbten, 3 bis 5 Tausendstel Millimeter großen Zellen.

Diese Pilze können sich auf rein mineralischem Boden nicht entwickelt haben und zeigen demnach an, daß sich auf der Scherbenoberfläche ein Rest von Nährstoffen befunden hat, deren Assimilation die Entwicklung ermöglichte. Allem Anschein nach wurde in dem Gefäß Weizenschrotmehl mit einem Zusatz zerstampfter Haselnüsse aufgeföhrt.

Von einem ziegelroten und einem grauen Scherben wurde ein schwärzliches Pulver abgenommen, das sich wesentlich anders verhielt. In Salzsäure gingen die meisten der dunkelbraunen Stücke in Lösung über, die mit gelbem Blutlaugensalz einen tiefblauen Niederschlag hervorbrachte.

Demgemäß bestand die Hauptmasse aus Eisenhammerschlag. In dem ausgelaugten Rest fanden sich zahlreiche Splitter von Holzkohle, auch Absatz aus Rauch von Kiefernholzfeuer. Darunter waren viele Wandbruchstücke von Spelzenzellen, ein kleiner Stärkerest, verkohlte Stärkekörner und ein Pollenkorn von Weizen. Schließlich noch 5 Algenzellen einer kleinen Cyclotellart, die sich aus überrieselndem Wasser auf dem betreffenden Scherben abgesetzt haben. Der Eisenhammerschlag und der Getreiderest stammten hier wohl aus einem und demselben Gefäß.

Drei weitere Scherben zeigten ein anderes Gepräge. Sie sind viel dicker und auf der Oberfläche hafteten keine Getreidereste. Dagegen hoben sich zahlreiche Spritzflecke ab mit einer feinförnigen, dunklen Masse, die nur aus Eisenhammerschlag und Holzkohlenstäubchen bestand. Das sind wohl gewissermaßen Schriftzeichen, die Kunde geben von einem primitiven Eisenbetriebsbau.

Bereits nach diesem Untersuchungsergebnis, welches sich auf drei verschiedene und räumlich weit entfernte Stellen bezieht, ist als gesichert anzunehmen, daß die Schmiede am Schlossberg zahlreich vorhanden waren und, was besonders wichtig erscheint, durch den Fund des Pollenkorns, daß diese Getreideart auch an Ort und Stelle angebaut wurde. Wohl außerhalb des Oppidums auf den Margenäckern, auf der Wilhelmshöhe oder an den Pläßen, wo in meiner Jugend noch kleine Getreidestränke waren. Weizenschrotmehl mit zerstampfter Haselnuß hat nach den Fundumständen eine besondere Bedeutung.

Daß Kiefernholz verbrannt wurde, ist nach dem heutigen schönen Kiefernbestand am Säggopf ohne weiteres verständlich. Aus einer 2 Meter tiefen Kulturschicht am Südbende meines Gartens haben die botanischen Institute der Universität Tübingen und der Technischen Hochschule Karlsruhe fossile Holzkohle unterzucht, und beide haben Eichenholz ermittelt. Durch das Vorhandensein großer Gefäße in Ringzonen und durch den Wechsel von groben und feinen Markstrahlen, von denen die ersteren die leichte Spaltbarkeit der fossilen Holzstücke bedingen, kann die Feststellung von Eichenholz als gesichert betrachtet werden.

Wie der Gips auf den einen Scherben gelangt ist, bleibt dunkel. Seit vier Jahren ist dieser Scherben der einzige geblieben mit einem solchen leicht erkennbaren Belag. In der hiesigen Buntfandsteinformation kommt Gips nicht vor.

Gottlieb Graef / Meine zweite Heimat

II. (Schluß)

Es begab sich aber, daß in jenen Tagen zugleich auch eine junge hübsche Bremerin im Haus zu Besuch weilte, die es mir schon am zweiten Tag mächtig antat und bei der meine Gefühle gleichermäßen ein freundliches Echo fanden. Unser täglicher freundschaftlicher Verkehr und namentlich die von meinem gastfreundlichen, nichts ahnenden Vetter mit uns beiden unternommenen Ausflüge in die Umgebung und nach Köln gab unsrer gegenseitigen Neigung immer neue Nahrung, so daß schließlich beim unvermeidlichen Abschied uns beiden jungen Schwarmgeistern das Herz schmerzlich schwapperte. Bald aber sagte mir die Vernunft, daß meine noch auf der Schulbank sitzende Wenigkeit nicht das Recht habe, das Lebensschicksal eines Mädchens mit meinem noch in sehr ungewisser Ferne liegenden zu verknüpfen. Und, da bei der großen Entfernung unsre Wege sich in der Folge nicht mehr kreuzten, so verloren wir uns schließlich aus den Augen. Jahrzehnte gingen dahin, ohne daß ich etwas von der ehemaligen Geliebten gehört hätte; ich wußte nicht, war sie gestorben oder verdorben. Erst in den höchsten Semestern meines Lebens ward mir eines Tags zufällig die Kunde, daß sie in Krefeld als Witwe eines Fabrikanten im Kreise von vier Kindern und sechs Enkelkindern in angenehmen Verhältnissen lebe. Da erwachte beiderseits das ehemalige freundschaftliche Interesse und der längst eingeschlafene Briefwechsel wieder zu neuem Leben, und ich hatte die Freude, daß die 70 Jahre zählende „Oma“ der Einladung des 73jährigen „Opa“ zu mehrwöchigem Besuch Folge leistete. Es war ein denkwürdiger Augenblick, als wir uns nach 52jähriger Trennung am Karlsruher Bahnhof wieder in die Arme schlossen und die Wahrheit des Sprichworts, daß alte Liebe nicht rostet, in schönster Weise bestätigt fanden. Nicht vielen Menschen dürfte am Abend ihres Lebens ein solches Wiedersehen beschieden sein.

Aber auch die Wallfahrt nach Esenheim sollte nicht ohne Nachwirkung bleiben, indem mich schon seit den ersten Monaten meines späteren Zürcher Aufenthalts eine Herzensfreundschaft mit dem Entdecker des bis zum Jahre 1864 verschollenen Friederikengrabs auf dem Kirchhof zu Meissenheim, dem Dichter Friedrich Geßler, verband. Im Verein mit diesem Tresslichen und über dessen frühen Tod hinaus bis auf den heutigen Tag habe ich mir die Pflege dieses Grabs in Wort, Schrift und Tat angelegen sein lassen.

An äußeren bemerkenswerten Erlebnissen aus meiner Karlsruher Studienzeit ist zunächst der von uns Studenten zum 50. Geburtstag des Dichters Viktor Schöffel veranstaltete Festkommers zu nennen, der am 19. Februar 1876 in der zum Festsaal umgewandelten Turnhalle, dem damals größten Innenraum der Stadt, einen glänzenden Verlauf nahm und sowohl durch die Anwesenheit Schöffels als auch des Großherzogs Friedrich I. eine besondere Weihe erhielt. Von den zahlreichen Reden, die dabei gehalten wurden, lösten diejenigen des Dichtersjubilars und des Landesfürsten größte Begeisterung aus. Ich selbst durfte als Stimmbegaber unter dem Taktstock Vinzenz Rachners, des Komponisten der dabei ge-

sungenen Schöffellieder, auch mein Teil zum Gelingen des Ganzen beitragen.

Außerdem war es mir hier wiederholt vergönnt, die Haupthelden des Ruhmesjahres 1870 von Angesicht zu schauen und ihnen im stillen meine Huldigung darzubringen: Allen voran die ehrwürdige Erscheinung des glorreichen Feldenkaisers im Silberhaar, Auge und Antlitz voll Hoheit, Güte und Menschenfreundlichkeit, der Jubegriff der Majestät. Daneben die Siegfriedgestalt des Siegers von Wörth, sowie die schlank durchgeistigte Gestalt des großen Schweigers und Schlachtendenkers. Mit ehrfürchtiger Bewunderung und nationalem Hochgefühl blickte ich zu diesen ruhmgekrönten Helden des glänzendsten Zeitalters deutscher Geschichte auf. Nicht zu vergessen die ehrfürchtgebietenden Gestalten Großherzog Friedrichs I. und der Großherzogin Luise, mit welcher mich besonders große und schöne Erinnerungen verbinden.

So erhebend auch die in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 sich darbietenden Bilder gewesen sind, so niedererschmetternd wirkte der Anblick der im November 1918 von der Westfront zurückflutenden Trümmer unsrer einst so stolzen Wehrmacht, nicht zu gedenken der zahlreichen Fliegerangriffe auf unsre Stadt und der sonstigen Schrecken des Weltkriegs, der auch mich, wie Millionen andere, in tiefes Leid verwickelte.

Mitterweile ist mir die badische Landeshauptstadt, in die mich vor vierzig Jahren der Beruf zu dauerndem Aufenthalt führte, zur zweiten Heimat geworden. Außer der durch die örtlichen Einrichtungen gebotenen Möglichkeit, für die mancherlei Bedürfnisse von Geist und Gemüt Befriedigung zu finden, ist es vornehmlich ein verhältnismäßig großer Freundes- und Bekanntenkreis mit gleichen geistigen und künstlerischen Interessen, der mir den Platz in steigendem Maß lieb gemacht hat. Denn nicht sind es in erster Reihe äußere Dinge, wie schöne Gegend, großstädtischer Betrieb, gute Bierverhältnisse und dergleichen, die einen Aufenthalt schön und behaglich gestalten, als vielmehr die Menschen, mit denen man dabeilich verkehrt, ein Umstand, der mir namentlich im nunmehrigen sogenannten Ruhestand immer mehr zur Bewußtsein kommt. Zwar ist mir angeichts meiner großen Anhänglichkeit an die Adelsheimer Heimat verschiedenesorts schon nahegelegt worden, den „Lebensabend“ dort zu verbringen. Aber so gern ich im Sommer einige Wochen lang an meinem Ursprungsort weile, so wenig vermöchte ein dauernder Aufenthalt dabeilich zu befriedigen. Die Verpflanzung eines alten, jahrzehntelang durch tiefe Wurzeln mit dem Boden verwachsenen Baums in einen andern Grund, selbst wenn es derjenige der Heimat ist, hat noch selten zum guten Ausgang geführt. Deshalb gedenke ich den Rest meiner Tage in der mir vertraut und lieb gewordenen Stadt am Landgraben zu verbringen, bis man mich schließlich durch deren östliches Tor hinausführt zum letzten Domizilwechsel, dorthin, wo meine beiden Gattinnen schon lange meiner harren.

Margarete Wittmers / Zwei Gedichte

Vorfrühling

Diese dunkelblauen Schatten,
Wolken, schwer und frühlingsträchtigt,
und in fahlen, glanzbetauten Wäldern
dieses Brausen, still und mächtig.

Alle künden sie das Wunder,
davon auch der kleinste Zweig erfüllt:
Daß das Leben, ach, das süße Leben,
endlich wieder quillt.

Blühende Weide

Nein, ich breche dir keinen Zweig,
holber, silberblitzender Strauch;
lehten Schnees und ersten Lichtes
fühle Reinheit strahlst du aus.

Aber blicke ich näher hin
in das samtene, schwellende Rund,
leuchtet alle Fruchtbarkeit
künftigen Sommers aus seinem Grund.

Schrifttum und Heimatkunde

Kleine Chronik von Durlach. I. Teil. Zusammengestellt von Carl Steinmeyer. in Durlach. (Im Selbstverlag des Verfassers. 1933. Preis 2,50 RM.)

Das von einem Durlacher Bürger zusammengestellte Chronikwerk über die alte Marktgrafenstadt hat ausgesprochen ortsgeschichtliche und persönliche Bedeutung. Es handelt sich bei ihm nicht um eine Darstellung im Sinne der Geschichtswissenschaft, sondern um bewußt laienhafte Schilderung, deren Hauptwert in der Festhaltung der Ueberlieferung liegt, wie sie in der Alt-Durlacher Bürgerschaft fortlebt und unterzugehen droht. Bei dieser Anzeige geht es daher auch nicht um eine kritische Betrachtung, sondern um einen freundlichen Hinweis auf die sehr verdienstvolle, bedingungslos volksmäßige ortsgeschichtliche Arbeit eines Mannes, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten, und zwar mehrfach als Bürgermeister, in Durlach

ansässig sind, und bestes Volkstum bedeuten. Ein solches Durlacher Buch erscheint um so willkommener, als die Chroniken Fechts und Gehres schwer aufzuzureiben sind. Noch kommt der Kleinen Chronik von Steinmeyer eine sehr zeitgemäße und praktische Bedeutung zu. Sie bringt nämlich mehrere und ausführliche Kapitel, in denen von 1532 an die Namen der Bürger, der Geistlichen und der öffentlichen Diener festgehalten sind. Bei der heutigen Pflege der Heimatgeschichte, der Familienkunde und der Aufstellung von Stammbäumen und Ahnentafeln wird das Buch außerordentliche Dienste tun können. Besonders reizvoll sind kurze, aber aufschlußreiche Einzelschilderungen, so: Alleehaus, Alterichshof, Apotheken, Bierbrauereien, Druckereien, Fayencefabrik, Gutleutshaus, Höfe, Spital, Turmberg, Warenhäuser und so fort. Eine Anzahl guter Bilder ergänzt glücklich den Text der Chronik, deren zweiter Teil mit neuen Einwohnernamen in Aussicht genommen ist. —o.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“